

Nancy Krahlisch

SEEMANNSBRAUT

*Eine 40 000 Kilometer lange
Liebesgeschichte*



KNAUR

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



© 2012 Knaur Verlag
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-65512-2

2 4 5 3 1

Für Heribert

Inhalt

Kapitel 1	<i>Abschied</i>	9
Kapitel 2	<i>Die ersten Wochen allein</i>	59
Kapitel 3	<i>Halbzeit</i>	95
Kapitel 4	<i>Logbuch</i>	123
Kapitel 5	<i>Australien</i>	171
Kapitel 6	<i>Weihnachten und Silvester</i>	217
Kapitel 7	<i>Vorfrende</i>	251
Kapitel 8	<i>Wiedersehen</i>	275

Kapitel 1



ABSCHIED

Eigentlich müssten wir jetzt weinen. Zumindest ich müsste jetzt weinen. Auch diesmal habe ich eine große Packung Taschentücher dabei. Für den Notfall. Aber ich weine nicht. »Warum weinst du eigentlich nur, wenn ich nach Hause komme? Aber nie, wenn ich fahre?«, fragte Heribert mich einmal. Ich wusste keine Antwort darauf. Normalerweise habe ich nämlich Mühe, meine Tränen zurückzuhalten. Ich kenne niemanden, der mehr Tränen vergießt als ich, außer vielleicht meine Mutter. Aber die weint auch schon, wenn beim Fahrradfahren der Wind weht oder beim Autofahren die Sonne scheint. Sie hat empfindliche Augen. Ich dagegen bin eine richtig rührselige Heulsuse. Doch gerade sind meine Augen ganz trocken. Ich glaube, ich kann es einfach noch nicht realisieren. Heribert ist doch gerade erst nach Hause gekommen. Wie kann er da jetzt schon wieder fahren?

Es ist 6 Uhr morgens, seit drei Stunden sind wir auf den Beinen. Heribert hat bereits eingchecked, er fliegt nach Caracas in Venezuela. Dort geht er dann an Bord seines Schiffes. Wir umarmen uns, küssen uns, dann sehen wir uns immer wieder schweigend an. Ich schlinge meine Arme um seinen Rücken, vergrabe meine Hände unter seiner Jacke. Ich will ihn nicht loslassen. Noch nicht. Wir stehen in der Schlange vor der Sicherheitskontrolle. Jeden Moment kann die Schlange aufrücken, gleich wird Heribert durch die Tür gehen und hinter der milchglasfarbenen Scheibe verschwinden. An der Tür ist Schluss. Weiter darf ich nicht mit.

Wir haben Mitte September. Der Sommer ist fast vorbei, aber draußen ist es noch herrlich mild. Gestern Nachmittag haben wir gemeinsam auf dem Balkon in unserer Hängematte gelegen und die wärmenden Sonnenstrahlen genossen. Erst im Januar wird Heribert zurückkehren,

vielleicht sogar im Februar. In frühestens vier Monaten werden wir uns wiedersehen. Vier Monate sind eine lange Zeit. Dann ist der Sommer längst Geschichte, auch der Herbst wird vorüber sein. Dann ist Winter.

»Frohe Weihnachten«, flüstere ich etwas trotzig.

»Guten Rutsch«, erwidert er. Wir müssen lachen. Weihnachten und Silvester sind im September noch unendlich weit weg. Meine Hände kriechen noch tiefer unter seine Kleidung, ich kann seine Haut spüren. Ich lege meinen Kopf an seine Schulter, atme den Duft seiner Haut ein. Diesen Geruch werde ich vermissen. Bis zum Wiedersehen werde ich ihn wahrscheinlich vergessen haben. Zumindest fast.

»Vergiss mich bitte nicht«, flüstert Heribert, als könnte er meine Gedanken lesen.

»Pass auf dich auf!«, erwidere ich. Wir küssen uns ein letztes Mal, dann geht er durch die Tür.

Ich atme tief ein, mache auf dem Absatz kehrt und laufe schnell in Richtung Ausgang. Ich laufe vorbei an all den gutgekleideten Geschäftsleuten, die zu einem Termin nach Frankfurt, München oder London müssen. Vorbei an den glücklichen Paaren und Familien, die gleich in den Urlaub fliegen. Ich laufe immer weiter auf den Ausgang zu, ohne mich noch einmal umzudrehen.

Ich habe Glück, der Bus steht schon vor der Tür. Kaum sitze ich, klingelt mein Telefon. Heribert ist am Apparat.

»Du hast dich gar nicht mehr umgedreht«, sagt er mehr fragend als vorwurfsvoll.

»Doch«, lüge ich, »aber du hast in die andere Richtung gesehen.« Warum lüge ich? Spielt es eine Rolle, ob ich mich noch einmal umdrehe?

»Wir boarden gleich, ich melde mich dann aus Venezuela.« Ich erwidere nichts.

»Ich liebe dich«, sagt er.

»Ich liebe dich«, antworte ich.

Dann legt er auf.

Ich rutsche noch ein Stück tiefer in den Sitz hinein und schließe die Augen. Ich versuche mich daran zu erinnern, wie alles begann.

Vor fast zehn Jahren habe ich ihn kennengelernt, meinen Seemann. Wir studierten beide in Bremen; er Nautik, ich Journalistik. Das neue Semester hatte gerade begonnen. Wir trafen uns auf einer Wohnheim-Party. Die Party fand in dem Gebäude statt, in dem ich mein kleines möbliertes Studentenzimmer hatte.

Ich liebte diese Partys direkt im Wohnheim. Nur ein paar Treppenstufen, schon war ich im Bett. Ich kam erst spät, ich hatte gearbeitet. Ich jobbte als Kellnerin in einer Jazz-Bar. An diesem Abend hatten Musiker der NDR-Bigband gespielt. Die Bar war voll, das Trinkgeld reichlich. Ich mochte meinen Job, die Musik, die Kollegen, die Gäste. Das Tollste an dem Kellnerjob in Bremen war, dass man hinter der Bar fast ausschließlich Becks-Flaschen öffnete. Die wenigsten Biertrinker wollten ein Glas, das sparte den Abwasch.

Es war schon nach 2 Uhr morgens, als ich endlich am Wohnheim ankam. Ich war müde, aber andererseits auch viel zu aufgekratzt, um direkt ins Bett zu gehen. Außerdem wollte ich noch kurz auf diese Party. Ich war verabredet. Mit Meike, meiner Freundin aus dem Studiengang. Meike und ich fuhren jeden Morgen gemeinsam mit der Straßenbahn zur Hochschule, saßen während der Vorlesungen nebeneinander und zogen an den Wochenenden durch die Clubs. Wir hatten viel Spaß zusammen. Seit kurzem hatte Meike allerdings einen Freund. Einen Pilo-

tenschüler der Lufthansa. Er hieß Laurent, kam aus Luxemburg und hatte einen herrlichen Akzent. Ich mochte ihn, war aber auch etwas skeptisch. Was würde aus unseren Partynächten, fragte ich mich.

Meike wohnte genau wie ich im Luisental, diesem riesigen Komplex aus mehreren Wohnheimen am Rande der Stadt. Sie erzählte mir vor ein paar Tagen, dass sie an diesem Abend im Café Lui sein würde. Spanische Freunde von Laurent hätten eine Party organisiert. Ich versprach, auf dem Heimweg vorbeizuschauen.

Noch bevor ich das Wohnheim betrat, hörte ich die laute Musik und die noch lauter mitgrölenden Spanier. Die Party war noch in vollem Gange. Ich lief vorbei an den Fahrradständern, den orangefarbenen Briefkästen, vorbei an den Toiletten, die zum Partyraum gehörten und vor denen nun zahlreiche Mädchen Schlange standen. Ich suchte Meike, konnte sie aber nicht entdecken. Ich hielt nach ihren blonden langen Haaren Ausschau. Ich lief quer durch den Raum zur Tanzfläche. Eine Discokugel drehte sich an der Decke. Das Licht war gedimmt, nur die Tanzenden wurden von den flackernden Scheinwerfern beleuchtet. Ich überlegte, ob ich wieder gehen sollte. Auf dem Weg nach draußen sah ich Ömer, einen netten Türken, der Jura studierte und mit einem Kollegen aus der Jazz-Bar zusammenwohnte. Ömer saß allein auf einem Barhocker direkt neben der Tür. Ich blieb kurz stehen, um ihn zu begrüßen. Ömer war nüchtern, er trank nie Alkohol und beschwerte sich sofort über die viel zu lauten betrunkenen Spanier. Schon vor Stunden hätte er ins Bett gehen wollen, er müsse lernen, sagte er. Am Montag schreibe er eine wichtige Klausur. Er deutete mit dem Zeigefinger zur Decke und schüttelte den Kopf. Sein Zimmer lag genau über dem Partyraum. Plötzlich hatte

ich ein Déjà-vu. Ich erinnerte mich an die letzte Party im Wohnheimcafé. Damals hatten wir genau dieselbe Unterhaltung. Wie konnte ich das vergessen? Ich hatte keine Lust auf dieses Schlechte-Laune-Thema und überlegte, was ich sagen könnte, um schnell wieder zu verschwinden.

Doch dann sah ich Heribert. Er stand plötzlich neben mir. Er sah gut aus, war braungebrannt und hatte seine langen schwarzen Haare zu einem Zopf zusammengebunden. Er hatte ein schönes warmes Lächeln. Mir gefielen seine Augen, die er zusammenkniff, wenn er lachte.

»Hier Ömer, die geht aufs Haus«, sagte er und drückte dem schlechtgelaunten Ömer eine Flasche Cola in die Hand. Mich lächelte er kurz an, dann verschwand er wieder. Ich sah ihm nach und beobachtete, wie er hinter den Tresen ging. Also auch ein Kellner, dachte ich und hatte bereits entschieden, noch etwas zu bleiben. Zu meinem Glück stand ein paar Sekunden später auch Meike neben mir. Sie umarmte mich stürmisch, strahlte mich mit ihren großen blauen Augen an und schien sich wirklich zu freuen, mich zu sehen. Wir unterhielten uns etwas. Ich dachte, Meike wüsste vielleicht mehr über den Kellner. Doch sie verneinte. Ömer, der noch immer neben uns saß und darauf wartete, dass dieser Abend endlich zu Ende ging, hatte unser Gespräch belauscht.

»Er ist Brasilianer. Oder zumindest seine Mutter kommt aus Brasilien. Geboren ist er aber in Hamburg.«

Brasilien, dachte ich, das klingt exotisch. Ich kam aus Falkenberg/Elster, einer kleinen Stadt im Süden Brandenburgs. Meike, Ömer und ich sahen zum Tresen, der brasilianische Kellner bemerkte das und lächelte uns zu. Ich wurde rot und drehte mich schnell wieder weg. Meike fing an, laut zu lachen, was die Situation natürlich noch

schlimmer machte. Mit dem Ellenbogen versetzte ich ihr einen Stoß in die Seite.

»Los, geh zur Bar und hol dir ein Bier«, forderte sie mich auf. »Und mir kannst du auch gleich eins mitbringen.« Sie zwinkerte mir zu und verschwand in Richtung Tanzfläche.

Ich ging zur Bar und hoffte, dass mein Gesicht unterdessen wieder seine normale Farbe angenommen hatte.

»Hallo«, sagte ich.

»Hallo! Ich glaube, wir kennen uns noch nicht«, sagte er mit einem Lächeln und reichte mir die Hand. »Ich bin Heribert.« Ich dachte, er wolle mich auf den Arm nehmen. Heribert – so heißt man doch nicht mit Anfang zwanzig. So heißt man auch nicht mit einer brasilianischen Mutter. Sein Vater, erklärte er daraufhin, komme aus Bayern und heiße ebenfalls Heribert, Heribert Riesenhuber. Ich wollte seinen Personalausweis sehen.

Dem gutaussehenden Kellner schien es nicht neu zu sein, solche Verwirrung auszulösen. Nach nur wenigen Sekunden hielt ich seinen Ausweis in der Hand. Ich musste zweimal hinsehen. Tatsächlich. Er hieß Heribert. Heribert Riesenhuber. Ich lachte, entschuldigte mich und bestellte zwei Bier. Hinter mir hatte sich bereits eine Schlange gebildet. Heribert erwähnte, dass er gleich Feierabend mache und wir uns danach vielleicht noch weiter unterhalten könnten. Ich nickte ihm zu und spürte, wie ich wieder leicht errötete.

Eine halbe Stunde später stand er tatsächlich neben mir. Es war nicht mehr viel los im Café, sein Kollege hatte die Bar allein übernommen. Wir unterhielten uns und stellten fest, dass wir auf demselben Flur wohnten. Wir waren Nachbarn, nur zwei Zimmer lagen zwischen uns. Ich wunderte mich, dass wir uns bisher noch nicht über den

Weg gelaufen waren, aber Heribert, den alle Bertl nannten, wohnte erst seit kurzem in Bremen. Sein erstes Semester hatte er auf einem Kühlschiff verbracht. Es transportierte Bananen von Ecuador nach Syrien, Fleisch von Brasilien nach Saudi-Arabien und Thunfisch von den Seychellen nach Spanien.

Er erklärte mir, dass Nautiker ihr Studium in der Regel mit einem langen Praktikum beginnen. Es sei eine Art Test. Die Einsamkeit an Bord, die Hierarchien innerhalb der Besatzung, die permanente Enge. Die Schifffahrt habe nicht mehr viel mit Seefahrerromantik zu tun. Die Liegezeiten in den Häfen seien kurz, das Leben an Bord hart. Seemänner arbeiteten sieben Tage die Woche. Über Monate hinweg. Praktikanten müssten das Deck schrubben und im Kühlraum die Inventurliste der Essensvorräte durchgehen. Viele Erstsemester stellten während des Praktikums fest, dass die Seefahrt doch nicht das Richtige für sie sei. Früh genug, um sich die Sache noch einmal anders zu überlegen.

Heribert jedoch gefiel seine Seefahrtzeit ausgesprochen gut. An unserem ersten Abend schwärmte er von fremden Ländern, der internationalen Crew, Delphinen, die neben dem Schiff in den Sonnenuntergang springen, und dem Gefühl der Unendlichkeit des Meeres. Ich hörte ihm gerne zu.

Gegen 5 Uhr morgens, Meike und Laurent waren längst gegangen, wollte auch ich nach Hause.

»Ich komme mit. Wir haben doch denselben Weg«, sagte Heribert und lächelte mich an.

Gemeinsam stiegen wir die Treppe hinauf. Ich lief ganz langsam, ich fragte mich, was wohl gleich passieren würde. Wir liefen vorbei an seinem Zimmer und blieben vor meinem Zimmer stehen. Ich schloss die Tür auf, drehte

mich zu ihm um, dann küssten wir uns. Ich weiß nicht mehr, wer wen geküsst hat, er mich oder ich ihn. Aber eines weiß ich genau: Es war der unglaublichste Kuss, den ich je bekommen habe. Irgendwann hörte Heribert dann auf, mich zu küssen. Er lächelte mich an und verabschiedete sich mit einem »Gute Nacht, Frau Nachbarin«, drehte sich um und ging. Ich blieb stehen und sah ihm nach.

Von diesem Abend an begegneten wir uns immer wieder. In der Mensa, im Supermarkt, an der Straßenbahnhaltestelle. Meistens war er nicht allein unterwegs, und wenn doch, dann war ich nicht allein. Wir lächelten uns an. Mehr nicht. Zweimal pro Woche jobbte er hinter der Theke im Wohnheimcafé. Ich ging nun häufiger dorthin, das Bier gab er mir aus. Ab und zu klopfte er bei mir, weil er Milch, Salz oder einen Dosenöffner brauchte. Und ich klopfte bei ihm, um zu fragen, wann seine nächste Schicht im Café war. Langsam lernten wir uns immer besser kennen. Nach einem Monat waren wir ein Paar.

Den eigenen Nachbarn als Freund zu haben, empfand ich als überaus praktisch. Wir konnten uns spontan sehen, mussten uns nicht lange im Voraus verabreden. Meistens übernachteten wir beieinander. Mal schliefen wir bei ihm, überwiegend jedoch bei mir. Was aber lediglich am Angebot meines Kühlschranks lag. Heriberts Zimmer war fast identisch zu meinem Zimmer, nur seitenverkehrt. 15,26 Quadratmeter hatte jeder von uns, inklusive Küche und Bad. Alles war beengt, im Bad konnte man sich kaum drehen, und die zwei Herdplatten befanden sich direkt über dem Kühlschrank. Auch das Bett war schmal. Aber das machte uns nichts aus.

Wir trafen uns fast täglich. Wenn wir uns einmal nicht treffen konnten, schoben wir uns kleine Botschaften unter der Tür durch. Ich war verliebt, es fühlte sich gut an. Da-

mals machte ich mir keine Gedanken über eine Zukunft als Seemannsbraut. Ich war 21. Ich hatte nicht vor, den Mann fürs Leben zu finden.

Dass die Sache ernst war, merkte ich, als Heribert zu seinem zweiten Praktikumssemester aufbrach. Die Zeit davor war schrecklich. Ich fing an, die Tage und Stunden bis zum Abschied zu zählen. Wir versuchten, die uns verbleibende Zeit besonders zu genießen. Er kochte für mich, wir gingen ins Kino, wir lernten gemeinsam beim Picknick im Park. Heribert ließ sich sogar zu langen Spaziergängen überreden, aber ich ruinierte alles mit meiner schlechten Laune. In Bremen wohnten wir Tür an Tür, wir sahen uns fast täglich. Wie würde es sein, wenn wir uns sechs Monate lang überhaupt nicht sähen?

Es war Ende März, als er aufbrach. Anfang Oktober würde er wiederkommen. Im März denkt man noch nicht an den Oktober. Im März denkt man an den Frühling. Vielleicht schon an den Sommer. Aber der Oktober ist unendlich weit weg.

Da er seine Familie noch sehen wollte, die inzwischen in Bayern wohnte, hatte er beschlossen, von München nach Gibraltar zu fliegen. Dort würde er an Bord seines Schiffes gehen. Wir verabschiedeten uns am Bremer Hauptbahnhof. Heribert trug seinen riesigen Seesack auf dem Rücken. Wir standen am Gleis, der ICE fuhr ein. Wir küssten uns wieder und wieder. Heribert stellte sich in den Zug und beugte sich zu mir hinunter. Fast hätte er das Gleichgewicht verloren. Wir küssten uns so lange, bis der Schaffner pffff. Die Türen des Zuges schlossen sich. Ich konnte Heribert nicht mehr richtig erkennen. Ich winkte meinem eigenen Spiegelbild.

Bahnhöfe sind nichts für große Abschiede. Bahnhöfe sind etwas für Wochenendbeziehungen. Für den Abschied für

ein paar Tage, vielleicht ein paar Wochen. Beim Zug ist man bis zum Schluss dabei. Es gibt keine Sicherheits- und Zollkontrollen. Man hat das Gefühl, einfach einsteigen und mitfahren zu können. Am liebsten hätte ich das auch getan. Aber das ging nicht. Am nächsten Tag begann auch mein Praktikumssemester.

Für die folgenden Monate zog ich in eine Wohngemeinschaft nach Hamburg. Mein Zimmer in Bremen hatte ich gekündigt. Ich hoffte, es wäre leichter in einer neuen Umgebung, weil mich nicht immer alles an ihn erinnern würde. Aber das war Unsinn. Wenn man einen Menschen vermisst, erinnert alles an ihn. Plötzlich waren überall Schiffe. Nicht nur auf der Elbe. Jeder Film, den ich sah, jedes Buch, das ich las, jedes Lied, das ich hörte: Schiffe. Auch glückliche und verliebte Paare waren überall. Ich hasste es, wenn sie sich vor meinen Augen küssten. Sollen sie doch nach Hause gehen, dachte ich. Manchmal zischte ich das auch im Vorübergehen ... und schämte mich danach. Ich kaufte mir eine große Weltkarte und hängte sie an die Wand. Immer, wenn Heribert mich anrief, fragte ich nach seiner genauen Position. Ich stellte mich vor die Karte und zeichnete mit dem Zeigefinger seine Route nach. Später markierte ich seine Wege mit roten Wollfäden und klebte Fotos von ihm dorthin, wo er selten entlangfuhr.

Abends, im Bett, schrieb ich ihm. Keine E-Mails, sondern handgeschriebene Briefe. E-Mails waren teuer. Ich musste mich bei einem Satellitenanbieter anmelden. Jedes Zeichen kostete Geld. Sogar die Leerzeichen. Außerdem landeten alle E-Mails erst einmal beim Kapitän.

Das Briefschreiben per Hand hatte etwas Heilsames. Es war ein bisschen wie früher, in der Pubertät, mit dem Tagebuch. Ich schrieb ihm, wie es mir ging, was ich den Tag über gemacht hatte, wie sehr ich ihn vermisste. Ich

wollte nicht, dass er etwas in meinem Leben verpasste. Ich hatte Angst, wir könnten uns fremd werden.

Wenn ich zwölf Seiten beschrieben hatte, schickte ich den Brief an seine Reederei, ihm zu Händen, inklusive Schiffsnamen. Sein Schiff hieß *White Sun*. Weiße Sonne.

Die Briefe waren oft mehrere Wochen unterwegs. Die Reederei schickte sie an einen Agenten vor Ort. Wenn das Schiff im Hafen einlief, brachte der Agent die Briefe zum Kapitän, der verteilte sie dann an die Besatzung. Manchmal bekam Heribert zwei oder drei Briefe auf einmal. Ich fing an, die Briefe zu numerieren.

Am Anfang schrieb ich ihm, was in den Nachrichten lief. Ich machte mir Notizen, während ich die Tagesschau sah. Natürlich schickte ich ihm auch die Bundesliga-Ergebnisse. Ganz wichtig waren die Ergebnisse des HSV. Ich schrieb sogar kurze Spielberichte. Aber bevor diese Briefe bei ihm angekommen waren, telefonierten wir miteinander, und er lachte über mich. An Bord empfangen sie Deutsche Welle Radio. Also hörte ich auf mit meinen Berichten.

Für Heribert war es jedes Mal ein Feiertag, wenn der Agent die Post brachte. Heribert erzählte mir, dass er es kaum erwarten konnte, die Briefe zu öffnen. Oft las er sie mehrmals hintereinander. Dass das tatsächlich stimmte, merkte ich daran, dass er bei unserem nächsten Telefonat daraus zitierte. Auch ich bekam Post von ihm, leider nicht ganz so häufig, aber wenn mich ein Brief erreichte, war ich sehr aufgeregt. Ein Telefonat ist schnell vorüber, einen Brief kann man aufheben und immer wieder lesen. Ich las Heriberts Briefe allerdings nie sofort, sondern legte sie vorsichtig wie einen Schatz auf meinen Nachtschrank. Das Lesen hob ich mir bis zum Abend auf. Erst im Bett, wenn ich ganz allein und ungestört war, öffnete ich den

Umschlag vorsichtig. Ich roch an dem Papier, nahm jede Zeile, jedes Wort in mich auf. Auch ich las die Briefe immer und immer wieder. Dabei liefen mir dicke Tränen über die Wangen. Aber nicht aus Trauer, sondern vor Rührung und Glück.

Nun, fast zehn Jahre später, sitze ich im Flughafenbus und bin wieder einmal allein. Heute haben wir uns zum zehnten Mal verabschiedet. Gewöhnen kann ich mich daran aber leider nicht. Ganz im Gegenteil. Eigentlich wird es mit jedem Mal schlimmer. Inzwischen wohnen wir in Berlin, in einer wunderschönen Altbauwohnung, die für mich allein viel zu groß ist. In einer großen leeren Wohnung fühlt man sich noch viel einsamer als in einer kleinen leeren Wohnung.

Heribert ist meinetwegen nach Berlin gezogen. Direkt nach dem Studium habe ich ein Volontariat bei der *Berliner Zeitung* begonnen. Als Heribert mit dem Studium fertig war und von seiner ersten Schiffsreise als Offizier zurückkam, habe ich ihn regelrecht dazu gezwungen, zu mir zu ziehen. Mein Mitbewohner war gerade ausgezogen, der Zeitpunkt schien ideal und schließlich waren wir schon fast fünf Jahre zusammen. Heribert wollte nicht nach Berlin. Seine Freunde wohnten in Bremen, Hamburg, Köln und München. In Berlin kannte er niemanden. Ich schrieb ihm noch während seiner Reise, dass ich keine Lust darauf hätte, eine Beziehung mit einem Mann zu führen, der acht Monate im Jahr unterwegs sei und die restliche Zeit auch noch 300 Kilometer entfernt wohnte. Ich ließ nicht locker. Ich drohte sogar mit Trennung. Irgendwann hatte ich ihn überzeugt. Heriberts Umzug liegt nun fast fünf Jahre zurück. Mittlerweile fühlt er sich hier wohl. Seine Schwester und mein Bruder sind inzwischen

ebenfalls nach Berlin gezogen. Seine Freunde kommen uns oft besuchen. Einer von ihnen hat sich vor kurzem in eine Berlinerin verliebt. Er ist jetzt fast jedes Wochenende in der Stadt. Ich glaube, es ist nur eine Frage der Zeit, bis auch er hierherziehen wird.

Ich sitze im Bus und sehe noch immer aus dem Fenster. Ich beobachte den langsam einsetzenden Berufsverkehr und bin froh, dass alles so gekommen ist. In meiner Tasche habe ich mehrere Zeitungen und Zeitschriften, aber ich kann mich nicht dazu aufraffen, sie herauszuholen. Es ist, als hätte jemand alle Energie aus meinem Körper gesogen. Allein der Gedanke, jetzt zu lesen, erscheint mir viel zu anstrengend. Ich rutsche noch ein Stück tiefer in den Sitz hinein, ziehe meine Beine nach oben und presse die Knie gegen die Rückenlehne des Vordersitzes. So habe ich mehr Halt und falle in der nächsten Kurve nicht herunter. Jetzt sitze ich nicht mehr, sondern hänge da wie ein »Schluck Wasser«. Mein Vater gebrauchte diesen Ausspruch früher häufig, wenn er mich ermahnte, mich ordentlich hinzusetzen. All seine Bemühungen haben nichts gebracht. Jetzt bin ich 31 Jahre alt und kann noch immer nicht richtig sitzen. Wenn mein Vater mich so sehen könnte, würde er mit den Augen rollen. Er würde nichts sagen, aber ich würde ihn trotzdem verstehen.

Beim Gedanken an meine Eltern muss ich lächeln. Ich werde mich in den nächsten Wochen und Monaten wieder häufiger bei ihnen melden. Sie häufiger besuchen. Das ist immer so, wenn Heribert weg ist. Ich werde wieder zum Kind. Es ist, als hätte ich mich nie abgenabelt. Meine Mutter lacht, wenn sie ans Telefon geht. »Ich wusste, dass du es bist«, sagt sie dann. Manchmal rufe ich dreimal am Tag an. Am liebsten würde ich jetzt sofort anrufen, aber dafür ist es noch zu früh. Womöglich schlafen meine Eltern

noch. Wenn das Telefon zu so früher Stunde klingelt, erschrecken sie nur, weil sie denken, dass etwas Schlimmes passiert ist. Also sehe ich weiter aus dem Fenster. Ich könnte ein paar SMS schreiben, jetzt hätte ich Zeit, denke ich. Aber ich denke es nur und bewege mich keinen Millimeter.

Ich fahre mit dem Bus bis zum Alexanderplatz, von dort nehme ich die U-Bahn. Unsere Wohnung liegt gegenüber einer Kirche. Hier ist es herrlich grün, und das mitten in der Stadt. Die Glocken läuten, als ich das Haus betrete. Kaum bin ich in der Wohnung, werfe ich meine Turnschuhe und die Tasche mit den ungelesenen Zeitungen in eine Ecke. Ich gehe ins Schlafzimmer, das Bett ist noch verwühlt, das Rollo noch unten. Ich ziehe mich aus und kriech schnell unter die Decke. Das Kopfkissen riecht nach Heribert, ich lege mich auf seine Seite des Bettes, presse sein Kissen an mich und schlafe sofort ein.

Als ich zwei Stunden später wach werde, muss ich mich erst einmal besinnen. Wo bin ich? Was ist passiert? Ach ja, er ist wieder weg. Vor ein paar Stunden habe ich ihn zum Flughafen gebracht. Jetzt fällt mir alles wieder ein. Ich habe mir heute extra freigenommen, ich wollte den letzten Tag mit ihm genießen. Doch dann wurde sein Flug kurzfristig umgebucht. Er musste einen Tag früher los, schon Freitagmorgen statt Samstagnachmittag. Ich schließe die Augen erneut, ganz so, als könnte ich die Realität noch etwas von mir wegschieben. Aber ich kann nicht mehr einschlafen.

Ich stehe auf, ziehe mir eine Jogginghose und ein T-Shirt über und fange an, Heribert wegzuputzen. So nenne ich das, wenn ich seine Spuren beseitige. Im Bad poliere ich den Spiegel, auf dem er heute Morgen noch Zahnpastaspitzer verteilt hat. In der Küche kippe ich den letzten

Schluck Spezi weg und verstaue alle Pfandflaschen in einem großen Stoffbeutel. Die Salami, den Schinken und das letzte Stück Steak packe ich in eine Tupperbox. Im Gegensatz zu Heribert hält sich mein Verlangen nach Wurst und Fleisch in Grenzen. Ich bin keine Vegetarierin, aber ich esse höchstens einmal pro Woche Fleisch. Mein Essverhalten ändert sich allerdings immer dann, wenn Heribert zu Hause ist. Er kocht gern und viel. Und weil für ihn ein Essen ohne Fleisch kein richtiges Essen ist, gab es zwei Monate lang jede Menge Steaks, Schnitzel und Schweinebraten. Und da ich weit weniger gern koche und es toll finde, bekocht zu werden, habe ich einfach das gegessen, was auf den Tisch kam. So wurde ich erzogen. In Essensdingen bin ich wirklich unkompliziert.

Auf dem Balkon nehme ich die Hängematte ab, die uns seine Mutter vor ein paar Monaten aus Brasilien mitgebracht hat. Im Flur packe ich seine Jacken und Schuhe in den Schrank. Dann hole ich den Staubsauger. Seine langen schwarzen Haare sind in der ganzen Wohnung verteilt. Ich sage ihm hin und wieder, dass er sich mit seinen 30 Jahren doch so langsam davon trennen könnte. Heribert jedoch denkt gar nicht daran. Ein Vorgesetzter hat irgendwann einmal zu ihm gesagt, dass er es mit langen Haaren nie zum Kapitän bringen würde. Jetzt will er es allen beweisen. Diese Geschichte erzählt er mir immer wieder. Ob sie tatsächlich stimmt, weiß ich nicht.

Heribert ist seit zwei Jahren Erster Offizier. Er ist verantwortlich für die Seetüchtigkeit des Schiffes und für die Beladung. Ein Erster Offizier ist unmittelbar dem Kapitän nachgeordnet und bei dessen Abwesenheit sein Stellvertreter. Vielleicht dauert es nun gar nicht mehr lange bis zur nächsten Beförderung. Seine Reederei hat ihm bereits Hoffnungen gemacht, dass er demnächst zum Kapitän

aufsteigen könnte. Ich glaube allerdings nicht daran. Wer macht schon einen 30-Jährigen zum Kapitän? Er wäre der jüngste Kapitän der Reederei. Im Moment wahrscheinlich der jüngste Kapitän in ganz Deutschland.

Ich bin sehr akribisch beim Saugen und sauge sogar unter dem Sofa und hinter der Waschmaschine. Ich bilde mir ein, wenn ich Heriberts Spuren erst einmal beseitigt habe, geht es mir besser. Danach fängt etwas Neues an. Als ich endlich fertig bin, fühle ich mich aber nicht besser. Ich werde ganz sentimental und tue etwas, von dem ich schon vorher weiß, dass es ein Fehler sein wird: Ich hole seine alten Briefe heraus.

Alle Briefe, E-Mails und Postkarten, die Heribert mir je geschrieben hat, bewahre ich in einer kleinen Holztruhe unter dem Bett auf. Ich gehe ins Schlafzimmer, bücke mich und ziehe die kleine Truhe hervor. Ich setze mich auf das Bett, die Truhe habe ich auf dem Schoß. Der erste Brief, der mir in die Hände fällt, als ich den Deckel anhebe, ist der allererste Brief, den Heribert mir je von Bord geschrieben hat. Auf dem Umschlag steht meine alte Hamburger Adresse. Der Brief wurde abgestempelt in Panama, am 13. Mai 2002. Also etwa sechs Wochen nach unserem Abschied am Bremer Hauptbahnhof. Ich lege mich auf das frisch gemachte Bett, hole die Seiten vorsichtig aus dem Umschlag und beginne zu lesen.

Westküste Südamerika, 30. 04. 2002

*Hallo, meine liebe Nancy,
hier kommt nun endlich der erste Brief von mir. Ich
hoffe, du hast mich in der Zwischenzeit noch nicht
vergessen.*